

# DREI

Margaux und Philippe Leclerc, von denen ich erzählen möchte und die auf den ersten Blick für alles zu stehen schienen, was ich nach den Studienjahren hinter mir lassen wollte, ausgerechnet also Margaux und Philippe – sie eine sechsundfünfzigjährige Schriftstellerin, er ein zweiundsechzigjähriger Geschäftsmann, der die Vermögen diskreter Familien verwaltete – boten mir den Sommerjob an, der meine Reise finanzieren sollte. Bevor der *Ernst des Lebens* begann, wie meine Eltern nicht müde wurden, mir das Berufsleben perspektivisch zu vermiesen, hatte ich geplant, mehrere Länder zu besuchen, die vor meiner Haustür lagen, von denen ich jedoch so gut wie nichts wusste. Dass ich diese Reise letztlich nicht antrat und von unserem Kontinent daher lange nur das damals für Westeuropäer Übliche kannte, dass ich also statt zwei Monaten vier mit Margaux und Philippe in der Normandie verbrachte, ausdrücklich gegen den Wunsch meiner Eltern, die nicht einsahen, warum eine vierundzwanzigjährige Hochschulabsolventin als Hausmädchen bei *vermutlich neureichen Gesellschaftslöwen* anheuern sollte, habe ich nie bedauert. Heute staune ich über die eigene Fehleinschätzung meiner Motive: Damals hielt ich mich für selbstbewusst und progressiv, tatsächlich aber war ich unbedarft. Mir war überhaupt nicht klar, worauf ich mich einließ und was ich in solcher Nähe zu Fremden würde erleben können. Als ich in der *Domaine de Tourgéville* anfang, bildete ich mir wie die meisten meiner Kommilitonen aus dem Literaturstudium ein, eine Menge zu wissen, immerhin liefern Bücher nahezu alles an Lebensgeschichten, was man sich nicht vorstellen kann. Zweifelsohne aber lernte ich erst bei Margaux und Philippe fürs Leben, und zwar mehr, als es Schul- und Studienabgängern von wohlmeinenden Direktoren,

Lehrkräften, Erziehungsberechtigten, Tanten und Onkeln bei Abschlussfeiern salbungsvoll gewünscht wird. In diesem Sommer begegneten mir viele Nationalitäten, Mentalitäten und Perspektiven am Tisch meiner Arbeitgeber. Wissbegier, Interesse und Einfühlungsvermögen zeigten sich in der Gastfreundschaft der Leclercs. Es gab entspannte, herzliche, manchmal glanzvolle, gelegentlich verrückte Nachmittage und Abende, während derer sich mir ihr großmütiger Geist offenbarte. Nichts empörte sie, jede Meinung und Ansicht war willkommen und wurde respektiert; sie hörten zu, wo meine Eltern energisch widersprochen oder abschätzig den Kopf geschüttelt hätten. Der Sommer in der Normandie lieferte mir mannigfaltige Eindrücke und Einblicke in eine Welt, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Sorgenfrei und perfekt, dachte ich erst beglückt, später misstrauischer. Unbeschwert, in Saus und Braus schwelgend. Margaux und Philippe öffneten Tür und Tor im wörtlichen wie im metaphorischen Sinne, sie schillerten in ihrem Willen zum Glück. Einem Willen, wie er mir seither nie wieder begegnet ist. Sie mochten Gesellschaftslöwen sein, was immer dieser Ausdruck bedeutet. Mich faszinierten sie. Worauf ihr Geld und ihre Möglichkeiten gründeten, kümmerte mich nicht. Was mich bei ihnen hielt, war ihre Offenheit, ihre Freundlichkeit, ihr Interesse an Menschen. Vor allem aber waren es die Fragen, die sich mir schließlich aufdrängten, die sich ihren Gästen aber erstaunlicherweise nie stellten. Diesen Heerscharen von Parasiten und Nutznießern, die das Paar am Ende jenes Sommers in die Flucht jagten und mir eine Idee nahmen, die zurückzuholen ich entschlossen bin. Denn diese Idee war keine Illusion, davon bin ich heute, so viele Jahre später, immer noch überzeugt.

# VIER

Sofern es ihn gibt, wollte der Zufall, dass ich an Margaux und Philippe geriet. Bei ihnen beworben hatte sich meine so impulsive wie unzuverlässige Studienfreundin Amélie, die sich im Mai während eines Videovortrags in Deano verliebte, den Referenten aus Seal Rocks, Australien, der sie am Ende des Abends für einen Surf-Sommer auf Hawaii begeistern konnte. Ob sie stattdessen wirklich zwei Monate lang in der Normandie für fremde Leute kochen und Geschirr spülen solle, dies allerdings für einen unglaublichen Lohn, fragte sie mich, und das war selbstverständlich eine rhetorische Frage. Wie würden Sie entscheiden, hätten Sie die Wahl zwischen Arbeit in der Normandie mit ihrem ozeanischen Klima, dem Wechsel von Sonne und Regen, einer sommerlichen Durchschnittstemperatur von zweiundzwanzig Grad und im Gegensatz dazu wogender Verliebtheit im flirrenden, palmbblätterraschelnden Tropentraum der hawaiianischen Inseln? Mir aber kam dieser Job wie gerufen. Nichts denken. Nichts reden. Kochen. Spülen. Putzen. Aufräumen. Den Kopf frei machen. Später habe ich gegrübelt, ob es Zufall oder eine durch mysteriöse Vorsehung inszenierte Ereigniskette war, die mich an Amélies Stelle in die Domaine geführt hatte, aber freilich führte alles Nachdenken darüber nirgendwohin. Sie wissen so gut wie ich, dass Zufälle Begleiter unseres Seins sind. Es gibt nichts, das nicht zufällige Elemente in sich trägt, und vielleicht ist es nur unsere Aufmerksamkeit, die ein Ereignis zur Fügung erhebt; möglicherweise sind es nur unsere Pläne, die den Zufall so wirkmächtig erscheinen lassen, weil er sie in kaltblütiger Gleichgültigkeit durchkreuzt. Eine andere Frage beanspruchte meine Gedanken daher bald mehr. Und zwar ob Amélie, wäre sie statt meiner in der Normandie gewesen, dasselbe erlebt oder ob

für sie alles einen anderen Gang genommen hätte. Ob wir Anwesenden in rätselhafter Wechselwirkung das Geschehen verursacht hatten oder das Geschehen seinem undurchsichtigen Gesetz der Teilnahmslosigkeit gefolgt war. Sie werden lachen: Ich weiß es bis heute nicht. Natürlich nicht. Und ich nehme an, dass Ihnen schon die Frage müßig erscheint. Für mich war sie es nie.

Die Küche, sozusagen die Zentrale der Domaine de Tourgéville, teilte ich in den ersten Tagen mit einer Fliege, die ich Thusnelda taufte. Sooft ich ihr den Weg in die Freiheit wies, so oft verweigerte sie ihn oder nahm ihn aus Dummheit nicht. Sie zog ihre Kreise durchs Haus, diesen Bau so rund wie eine Burg, brauste dumpf an den vier Fenstern der Küche entlang, schlug sich die Nase an der Scheibe (ich habe es tatsächlich nie nachgelesen: Haben Fliegen eine Nase?), setzte sich wie benommen ab, holte Luft (wie also atmen Fliegen?), krabbelte ratlos ein Stück über das Glas und brauste weiter. Sie landete sogar dann wieder am Küchenfenster, wenn sie zwischenzeitlich das gesamte Erdgeschoss durchflogen hatte: von der Küche ins Esszimmer ins Wohnzimmer ins Kaminzimmer in die Bibliothek, zur Haustür und wieder in die Küche. *Zimmer* nenne ich sie ... tatsächlich war all das ein einziger Raum. Sie müssen sich die Domaine vorstellen, wie sie damals war. Es gab keine Wände zwischen den Bereichen. Das runde Haus war dem Stil der Normandie verpflichtet: wettergegerbtes Holz, heller Stein, Fachwerk im Obergeschoss, bodentiefe Fenster im Erdgeschoss, rotbraune Terrakotta-Schindeln auf dem Dach. In der Mitte des Hauses ein Swimmingpool, nach oben offen, der wie ein Schwimmreifen einen in seinem Zentrum gelegenen Turm umschloss. Von den glasummantelten Räumen im Erdgeschoss, die mit Sandstein ausgelegt waren, war der Pool durch eine flache Mauer und wiederum große Fenster getrennt. Alle Wohnbereiche der Domaine schauten so einerseits in die Landschaft, andererseits auf den Pool, der mich, abends beleuchtet, an einen überdimensionalen tiefblauen Donut erinnerte. In seiner Mitte, dem überdachten Turm und kleinsten Rund des Hauses, befand sich die

Wendeltreppe zum oberen Stockwerk. Ein gewölbter Brückengang führte unten über das Wasser in den Turm und ein zweiter oben wieder in einen Flur, von dem rundherum die Schlafräume und Bäder abgingen. *Seufzerbrücke* nannte Margaux diesen Übergang, denn nach den ausgelassenen Essen und Festen, von denen sie und ihr Mann mindestens zwei pro Woche ausrichteten und von denen ich nur die schildern werde, die aufgrund der Gäste und Gesprächsthemen mit dem Ende jenes Sommers zu tun haben, empfand sie es als traurig, im nun wieder stillen Haus zu Bett zu gehen. Übrigens sei schon hier erwähnt, dass Sie sich die Namen all der Besucher, von denen ich später erzählen werde, keineswegs merken müssen. Es wären allzu viele. Die wenigen Personen von Bedeutung für meine Geschichte werden Sie sofort erkennen.

Mein Zimmer, das direkt über der Haustür lag, befand sich neben dem von Margaux und war eingerichtet wie jeder der anderen sechs Schlafräume im Haus: ein rundes, weißes Bett, das mich in den ersten Nächten unbeholfen liegen ließ, ein weißer Sessel, ein Tischchen aus Birkenholz, eine Sitzbank unterm Fenster, von der aus ich über die Wiese bis zum Meer blicken konnte. Dazu ein kleines Bad mit eingebautem Kleiderschrank, ein Waschtisch aus Holz, eine – natürlich – runde Badewanne, eine Toilette unter einem der Dachbalken. Wenn ich nach dem Aufräumen spät nach oben kam, sah ich durch den Türschlitz meist noch Licht in Margaux' Zimmer, in dem Philippe, soweit ich es beurteilen konnte, nur ab und zu mit übernachtete. Oft erkannte ich das Flimmern des Fernsehers, manchmal hörte ich sie baden oder leise telefonieren. Trotzdem war Margaux morgens die Erste, die in Shorts und Hemd unten auf dem großen, mit einem mir nie zuvor untergekommenen weißen Kunstfellsamt bezogenen Sofa saß, Kaffee trank und Zeitung las. Kam ich dazu, stand sie auf und machte mir Kaffee. Wir saßen zusammen im Wohnbereich, an kühleren Morgen vor dem Kamin, besprachen den Tag und die anstehenden Arbeiten im Haus, an dem ich mich zwar nicht sattsehen konnte, das mir bei aller Offenheit aber verschlossen blieb. In